

btb

Buch

Amsterdam war im Kreise der europäischen Großstädte schon immer etwas Besonderes. Wer kennt nicht die Bilder, die sich mit ihrem Namen verbinden: die Grachten, die Tulpen, die Cafés, die Glockengiebel, das umtriebige Leben einer alten Handelsmetropole? Geert Mak, der bekannte niederländische Journalist, präsentiert uns die Stadt hinter der Stadt, die Geschichten der Menschen, die Amsterdam geformt haben, jene Siedlung an den Ufern des IJ, die Weltmacht erlangte, sie verlor und die dann wieder auferstand. Maks Geschichten spielen an Orten, die man noch heute in der Stadt findet. Scheinbar durch Zufall entdeckt der Autor bei seinen Spaziergängen Spuren vergangener Größe und kurioser Begebenheiten, die er zu Erzählungen ganz eigener Art verwebt. Das kleine Geheimnis eines Schuhs, der plötzlich aus dem dunklen Schlamm der Grachten ans Licht kommt; das Tagebuch eines Mönchs, der das Grauen der Hungersnot von 1575 beschreibt; ein Gemälde des gefeierten Malers Rembrandt, der uns die ›Tragödie des Dienstmädchens Elsje Christiaens‹ vor Augen führt, oder ein Denkmal, das an den vergessenen Mut der Brüder Manie und Gijs van Hall erinnert, sind dem Autor Anlass, uns seine Stadt nahezubringen. *Vrij Nederland* jubelte beim Erscheinen der niederländischen Ausgabe: »Möchten Sie Amsterdam lieben lernen? Lesen Sie Mak.«

Autor

Geert Mak wurde 1946 in einem friesischen Dorf geboren. Er ist einer der bekanntesten Publizisten der Niederlande und gehört nach drei großen Bestsellern zu den wichtigsten Autoren des Landes. Zuletzt erschien *Das Jahrhundert meines Vaters* (btb 73347) und *In Europa*.

Geert Mak

Amsterdam

Biographie einer Stadt

*Aus dem Niederländischen
von Isabelle de Kegel*

btb

Die niederländische Originalausgabe erschien unter dem Titel
Een kleine geschiedenis van Amsterdam
bei Uitgeverij ATLAS, Amsterdam.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* für Taschenbücher aus
dem btb Verlag liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschebuchausgabe Juni 2006

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 1994 by Geert Mak

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1997 by Siedler Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Corbis

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

MM · Herstellung: AW

Made in Germany

ISBN-10: 3-442-73515-7

ISBN-13: 978-3-442-73515-0

www.btb-verlag.de

Inhalt

Vorwort	7
1. Lehm, Steine, Scherben	15
2. Die fliehenden Giebel vom »Bierkaai«	33
3. Roeltje, der Böse	49
4. Auf in ein neues Jerusalem	63
5. Eine blutrote Sonnenfinsternis	81
6. Zugereiste und Alteingesessene	105
7. Nähere Erläuterungen zu einer Eiszeit	141
8. Der Feuerpalast	197
9. Zug Nr. 11537	235
10. Die Jahre moralischer Panik	281
Anmerkungen	323
Auswahlbibliographie	339
Glossar	341
Personenregister	342
Namensregister der Stadtviertel, Straßen und Gebäude	345
Abbildungsnachweis	351

Vorwort

Amsterdam ist eine Stadt, aber auch ein Land für sich, eine kleine Nation in einer größeren. Es ist eine Stadt, die sich zudem immer mehr über das Land verteilt. Wer etwas über die Zukunft wissen möchte, der kann das eine nicht ohne das andere sehen.

Den besten Eindruck bekommt man, wie immer, wenn man sich bei den Nachbarn erkundigt. Ausländer interessieren sich oft mehr für uns als wir selbst, solide und bescheiden, wie wir sind.

Außenseiter wundern sich über alles mögliche, zu viel, um es aufzuzählen. Aber bestimmte Feststellungen wiederholen sich so häufig, daß sie wohl stimmen müssen. Unsere politische Debatte gilt als so spritzig wie ein Schwamm. Unsere Kompromißkultur, einst eine bittere Notwendigkeit, um gemeinsam die nächste Sturmflut überleben zu können, haben wir mittlerweile so verfeinert, daß der Begriff der »Machbarkeit« unser gesamtes Denken bestimmt. Unsere Geldgier ist legendär – dem Korrespondenten von »Le Monde«, Christian Chartier, ist aufgefallen, daß der ehemalige Ministerpräsident Lubbers sogar in einer Diskussion über den Golfkrieg von einer »Investition in die Zukunft« sprach. Unsere Raumplanung und unser Ordnungswahn sind phänomenal. Unsere Toleranz und unsere Anpassungsfähigkeit ermöglichen einen flexiblen Umgang mit jedem neuen Stil, den es über die Grenze weht. Die Frühreife dieser Gegend – auch als »Avantgarde-Effekt«, »kosmopolitische Trendiness« oder »Elsternkultur« bezeichnet – weckt überall Begeisterung und Erstaunen. Trend-Scouts der Firma Levi's kommen sicher einmal pro Jahr vorbei, um zu sehen, was die Amsterdamerinnen gerade tragen. In den Plattenläden kann man Musik kaufen, die (noch) nirgends auf der Welt zu bekommen ist, und McDonald's testet seine vegetarischen Gemüseburger zuerst in den Niederlanden. Geschäfte werden hier in einem angenehmen Anarchismus geschlossen, einer geschmeidigen Ordnung, einem nüchternen Chaos. Mit anderen Worten: Die Kultur der Randstad kennt wenige Konventionen, was manchen ausländischen Kommentatoren zufolge viel mit der Tatsache zu tun hat,

daß diese Kultur – vom Intermezzo der deutschen Besatzung abgesehen – nie zerrissen oder unterdrückt gewesen ist, nie in der Brandung gestanden, es nie wirklich schwer gehabt hat.

Amsterdam ist jahrhundertlang eine relativ sichere Stadt gewesen, genauso wie der Rest der Niederlande. Es lag an der Peripherie der großen Brandherde Europas, und das hat eine Eigenschaft befördert, die in den Augen der Nachbarn vielleicht die auffälligste ist: das Nörgeln. Holländer sind nicht gerade stolz auf ihr Land, und Amsterdamer darf man schon gar nicht über ihre Stadt reden hören. Dem überheblichen, aggressiven Nationalismus anderer Länder begegnet man hier nur noch in den Fußballstadien. Wenn Niederländer, vom Fußball abgesehen, nationalistisch sind, dann ist das defensiv, zum Schutz von Eigenheim und Geborgenheit. Es sei denn, sie halten eine Predigt – denn neben den Amerikanern sind die Holländer die besten Pfarrer der Welt.

Dies alles hat nichts mit der sprichwörtlichen niederländischen Nüchternheit zu tun. Die Holländer hatten einfach Nationalstolz nie so nötig. Ihre Errungenschaften sind selbstverständlich geworden, und die Wunder dieses Landes sind meistenteils negative Wunder. Ihre größte Leistung liegt vielleicht darin, daß es bestimmte Dinge hier *nicht* gibt: keine himmelschreiende Armut, keine großen Rassenunruhen, keinen Polderterrorismus, und sogar das Meer hat dieses Land schon lange nicht mehr heimgesucht. Deshalb wollen die Holländer auch nicht hoch hinaus. Denn was will – nach den Worten der bekannten Romanfigur von Godfried Bomans, des Exmagistraten Pieter Bas – ein Holländer mehr als »Freiheit, Alter, Geld, Ehre, Ruhm, eine liebe Frau, viele Kinder, Gesundheit und ein eigenes Gärtchen mit einem Zaun drum herum«?

Einmal habe ich zufällig gesehen, wie unsere Königin beim Palast auf dem Dam das damalige Staatsoberhaupt Indiens verabschiedete, das mit seinen 780 Millionen Menschen eine der größten Nationen der Welt ist. Es war ein grauer Amsterdamer Regenmorgen, eine Ehrenwache paradierte, eine Handvoll älterer Leute und schwänzender Schüler sah zu, und wo jedes normale Land für Anlässe dieser Art einen Haufen Jaguars, Cadillacs oder verlängerte Mercedesse hervorholt, bestand die Kolonne hier aus zehn schlichten Fords und dem Bus eines Reiseunternehmens.

Der Mythos der meisten anderen großen europäischen Städte ist vor allem der Mythos ihrer Monumentalität. Der Mythos Amsterdams ist vor allem der Mythos seiner Mentalität. Das Gesicht vieler Städte wird von einer Architektur und einem Baustil geprägt, der den Bürger zum Untertanen macht. Monumente vermitteln den Mythos einer Stadt besser als alles andere – oder, besser gesagt, den Mythos, den sich eine Stadt wünscht. »Ein Monument ist dazu da, im Beobachter Furcht oder Staunen auszulösen: ihn an das ehrwürdige Alter einer Dynastie, an die Macht des Regimes, den Reichtum der Gemeinschaft, die Wahrheit ihrer Ideologie zu erinnern oder auch an irgendein Ereignis – einen militärischen Sieg oder eine erfolgreiche Revolution –, worin sich dieser Reichtum, diese Macht oder Wahrheit dokumentiert hat«, schreibt der amerikanische Stadtsoziologe und Historiker Donald Olsen.¹ Maßhalten ist dabei von Übel, fügt er hinzu: »Um seinen Zweck zu erfüllen, muß ein Monument den einzelnen Menschen aus dem, was ihn im Alltag beschäftigt – daß er seinen Zug um 17 Uhr 35 erreichen, seinen Führerschein verlängern lassen oder Briefmarken besorgen muß –, herausheben und daran erinnern, daß das Leben mehr ist als solcher Alltagskram, daß er sich glücklich schätzen kann, Bürger einer solch glänzenden Metropole, Untertan eines solch gütigen Herrschers oder Anhänger des alleinseligmachenden Glaubens zu sein.«

Jedes Monumentalbauwerk und jeder Boulevard, jedes Villenviertel des neunzehnten Jahrhunderts spricht diese Sprache. Regent Street, die Place de la Concorde, Stalins Zuckerbäcker-Hochhäuser in Moskau. Sie alle machen deutlich, daß Kunst und Architektur nicht nur von sich selbst erzählen, sondern auch von Dingen, die über sie hinausgehen: Politik, Ideen, Moral, Emotionen, Geldgier, Geschick, Institutionen, Geschichte.

So entstehen die modernen Pendants der mittelalterlichen Städte, die dem Chaos der Welt nicht mehr mit Mauern und Toren zu Leibe rücken, sondern mit einem phantastischen Gewebe von Baukonstruktionen. Es sind technische Städte, die Ordnung suggerieren in einer chaotischen Welt und Klarheit in einer Zeit, die nach Orientierung sucht. Auch Amsterdam hat an der Peripherie seine Wohnsilos. Aber dennoch ist diese Stadt in diesem Punkt eine Ausnahme. Mehr noch, Amsterdam ist beinahe das fleischgewordene Anti-Monument. Ein einziges Mal hat die Stadt all ihre Macht und ihren Reichtum in einem Gebäude zum Ausdruck brin-

gen wollen, aber dies wurde schon nach anderthalb Jahrhunderten an das Haager Königshaus verschachert. Ansonsten sind die wirklich monumentalen Gebäude an den Fingern einer Hand abzuzählen, und sogar hinter dem Konzept des weltberühmten Grachtengürtels haben, so wissen wir seit der Dissertation von Ed Taverne, hauptsächlich praktische Motive gestanden. Die Prestige-architektur des neunzehnten Jahrhunderts ist größtenteils an Amsterdam vorbeigegangen – vom Rijksmuseum und vom Palast für Gewerbefleiß abgesehen, der allerdings 1929 bis auf die Grundmauern abbrannte. Die Kombination aus Rathaus und Opernhaus brachte ein schwerfälliges und massives Gebäude hervor – aus Sparsamkeit geboren und mit dem Charme eines Ikea-Stuhls – und der modernste Prestigebau der Wirtschaft steht, ohne jegliche städteplanerische Pointe, versteckt am südöstlichen Rand der Stadt.

Aus irgendeinem Grunde wollen monumentale Projekte in dieser Stadt nicht gelingen. Ob es nun um die Olympischen Spiele geht oder darum, die IJ-Ufer mit wegweisender Architektur zu bebauen, oder eben um die Errichtung der Stopera* – die Stadt antwortet nur mit Spott und Gelächter: Die Amsterdamer Monumentalität spielt sich nämlich nicht auf der Straße ab, sondern nur in den Köpfen ihrer Bewohner.

Amsterdam ist nicht stolz, die Stadt ist sogar auf eine erhabene Art bescheiden. Auch die wohlhabendsten Amsterdamer haben sich im Lauf der Jahrhunderte mit einer gewissen Sturheit an die äußere Schlichtheit ihrer Vorfahren aus dem siebzehnten Jahrhundert geklammert. So ist ein Stadtbild entstanden, an dem trotz ihres Reichtums das Barock, die Grandeur des Absolutismus und die großen Durchbrüche des neunzehnten Jahrhunderts größtenteils vorübergegangen sind. Sogar das stolze Amsterdam des Goldenen Zeitalters war nach den damaligen europäischen Normen das Gegenteil einer modernen Stadt: traditionell, auf den einzelnen Bürger ausgerichtet anstatt auf eine mächtige Aristokratie.

Der Reichtum der Stadt war immer still und diskret. Es verläuft eine direkte Linie von der Witwe Pels an der Herengracht im acht-

* Stopera: neue Wortschöpfung, zusammengesetzt aus den niederländischen Wörtern für »Rathaus« (stadhuis) und »Musikhaus« (opera). Aus finanziellen Gründen sollte der Neubau beide Funktionen in sich vereinigen. Das Projekt wurde 1988 fertiggestellt (Anm. d. Übers.).



Giebel in Amsterdam, Gemälde von Max Liebermann, 1876

Seit 1872 hielt Max Liebermann sich häufig in Holland auf, und immer wieder ließ er sich bei diesen Besuchen von den Motiven des bürgerlich-religiösen Gemeinwesens faszinieren: Waisenhäusern, der Synagoge, Schulen und Gärten. Doch dieses Bild ist eine seiner subtilsten Allegorien des holländischen Ideals bürgerlichen Gemeinsinns. Trotz der scheinbaren Zufälligkeit des Bildausschnitts sind Farben und Formen in harmonischem Gleichgewicht; die Position der Westerkerk gibt Orientierung.

zehnten Jahrhundert, die – als die reichste Amsterdamerin – nicht mehr als fünf Bedienstete hatte, zum Amsterdamer Topmanager, der sich unlängst in einem Wochenblatt fragte, ob es in der Business-Class der KLM nicht etwas bescheidener ginge: »Ein Käsebrötchen und ein Glas Milch sind, was mich anbelangt, mehr als genug.« Eine Ursache für diese Bescheidenheit liegt zum Teil in der einfachen Tatsache, daß Amsterdam als Stadtstaat schon so furchtbar lange existiert. Die ruhige Selbstsicherheit, die diese für europäische Verhältnisse eher mittelgroße Stadt daraus bezieht, sollte man nicht unterschätzen. Sie hat, mit anderen Worten, schon lange keine Mausoleen, Paläste, Statuen und prestigeträchtigen Avenuen mehr nötig.

Die Amsterdamer Bürger sind Bürger ohne Großtuerei, und das ist auch der Mythos, an den die Amsterdamer selbst glauben. Es hat hier nie einen Hofstaat gegeben, der als Bezugspunkt für die wohlhabenden Bürger diente, und keinen absoluten Herrscher, der der mittelalterlichen Stadt große Durchbrüche abtrotzen konnte und die Macht und die Mittel für wirkliche Monumentalbauten hatte. Hinzu kam, daß auch die reichsten Amsterdamer Kaufleute durchdrungen waren von dem Bewußtsein, daß Geld in erster Linie als Betriebs- und Familienkapital dient, als Basis, auf die sich nachfolgende Generationen stützen können müssen. Für den Landadel spielte dies eine viel weniger entscheidende Rolle, weil er immer seinen Grundbesitz in der Hinterhand hatte. So entstand eine Kultur, in der Ehre weniger zählte als Besitz, und Geld meist schwerer wog als Anstand, Moral, Herkunft oder Prestige – mit allen dazugehörigen Vor- und Nachteilen.

Der fehlende Stolz der heutigen Amsterdamer geht jedoch weiter. Es ist nicht nur eine Eigenschaft, es ist auch eine soziale Norm. In dieser Stadt herrscht, wie im übrigen Land, ein unausgesprochenes Verbot, stolz zu sein, und für den, der seinen Kopf zu weit hinausstreckt, steht der Deckel immer schon bereit. Hier gibt es, so schrieb einmal der Korrespondent der französischen Tageszeitung »Libération«, »eine Art unsichtbare, über das Land gespannte Linie, über die kein Kopf hinausragen kann, ohne daß er Gefahr läuft, gekürzt zu werden.«

Meistens wird dabei auf die republikanischen Traditionen der Stadt verwiesen – schon 1581 konnte es sich dieser entlegene Winkel Europas erlauben, seinem Fürsten abzuschwören –, aber ehrlich gesagt, ich denke, daß mehr dahinter steckt. Man darf nicht

vergessen, daß die Geschichte großer Teile dieses Landes jahrhundertlang hauptsächlich von Katastrophen und Beinahekatastrophen bestimmt wurde. Es ist ein Klischee, aber deshalb nicht weniger zutreffend: In diesem Land hat man sich in einer gigantischen, jahrhundertlangen Gemeinschaftsaktion schrecklich abgemüht, um sich im wahrsten Sinne des Wortes über Wasser zu halten, und wenn dies mißlang, dann gingen alle gemeinsam unter. Das alles hat den Holländern und sicher auch den Amsterdamerinnen das natürliche Gefühl vermittelt, Bürger zu sein: Das Land war buchstäblich ihr eigenes. Aber zugleich entstand dadurch auch eine merkwürdige Gerinnung von Kräfteverhältnissen, die sogar die schärfsten politischen Gegensätze und die heftigsten Generationskonflikte abschwächte und verdeckte. Hin und wieder in der Geschichte schlug die Masse über die Stränge und wurde die Ruhe von einem ungekannten Amoklauf und von Hysterie durchbrochen. Aber danach stellte sich das seelische Gleichgewicht immer wieder ein, und ruhig und maßvoll ging das Leben weiter.

Lehm, Steine, Scherben

Man sagt, unter den Wurzeln der Bäume beginne die Vergangenheit. Ganz gewiß gilt das für die Stadt am IJ – einer Bucht im Südwesten der heute größtenteils trockengelegten Zuiderzee –, die einst aufstieg, unterging und doch wieder erstand.

Die meisten Menschen, die ihre Geschichte miterlebt haben, sind in der Zeit verschwunden. Sie können uns nichts mehr erzählen. Aber die stummen Zeugen all dessen, was geschehen ist, liegen noch immer im Boden verborgen. Und immer wieder gibt dieses schweigende Archiv kleine Fragmente preis. In der Warmoesstraat, neben den roten Lichtern des Oudekerksplein, des Alten Kirchplatzes, stoßen Bauarbeiter unter dem Fundament eines uralten Hauses auf eine Schicht Kuhmist mit Stroh aus dem vierzehnten Jahrhundert, kaum zersetzt, und auf ein paar Schlittschuhe aus Knochen – Reste aus der Zeit, als die Warmoesstraat noch ein Deich war und Amsterdam ein kleines Dorf am IJ. Beim Bau eines Parkhauses am Nieuwezijds Kolk werden durch Zufall die dicken Mauern einer Art Befestigung gefunden, um die herum die Stadt gewachsen ist. Und an der Herengracht, in der Nähe der Leidsestraat, wird bei Ausschachtungsarbeiten für ein neues Bankgebäude ein bizarres Ensemble von Gegenständen freigelegt: die Unterbalken einer alten Mühle, eine silberne Medaille mit einer als Rose geschnittenen Kamee, zahlreiche Gerippe in fast völlig vermoderten Särgen, eine Salbenpresse aus Horn, Riechfläschchen, auffallend viele Salbentöpfchen, ein mittelalterliches steinernes Wandlämpchen und ein Damenschuh. Durch reinen Zufall sind die Bauarbeiter auf den Ort gestoßen, wo zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts das provisorische Pesthaus stand. Dort verbrachten Opfer des Schwarzen Todes zu Tausenden ihre letzten Tage, und es sind diese Tragödien, von denen die Särge, die Salbentöpfchen, der Damenschuh und die in Stein geschnittene Rose noch heute erzählen.

So führt die Stadt schon seit Jahrhunderten ein Doppelleben. Während auf der Straße der Alltag dröhnt, stehen unter der Erde

und hinter den Fassaden noch immer die Stadtmauern, knarren noch immer die gotischen Balken von Klöstern, Mühlen und alten Kapellen, sind dort noch immer Unmengen von Schätzen und Tausende vergessener Namen verborgen. Es vergeht keine Woche, ohne daß irgendwo eine antike Flasche, ein Pfeifenkopf oder ein Haufen Topfscherben an die Oberfläche kommt. Als in den siebziger Jahren die alten Häuser rings um die Zuiderkerk für den Bau der U-Bahn abgerissen wurden, fand man in der Baugrube zahllose Knochen und Schädel. Nach zwei Jahrhunderten war der Kirchhof wieder zum Vorschein gekommen. Unter dem Nieuwmarkt, in der Nähe der Lastage (dem ersten Werftenviertel der Stadt), stieß man hier und da noch auf das Werkzeug der Schiffbauer, die um 1500 dort gearbeitet hatten: Äxte, Hämmer, Arbeitshandschuhe und ein enormer schmiedeeiserner Kessel, der vermutlich zum Teeren und Kalfatern benutzt wurde. Und was hat man nicht alles im dunkelblauen Amsterdamer Grachtenschlamm gefunden: Fingerhüte, Spitzenklöppeleien, Nadeln, Bleikanten, Taschenbügel, Eßbrettchen – sogenannte »telloren« –, Brillen, Schreibstifte, falsche Münzen, Tabakdosen, Schafsknöchelchen für ein Kinderspiel und sogar das Visier einer Ritterrüstung.

Wer allerdings noch tiefer gräbt, stößt auf nichts anderes als Stille und das Rauschen des Schilfs an der Amstel. Wo um 1325 eine solide Stadt lag, mit einem Hafen und einer Flotte, mit Häusern und Kirchen, Arbeitern, Huren und Bürgermeistern, war anderthalb Jahrhunderte zuvor überhaupt noch nichts gewesen, denn Amsterdam ist im Vergleich zu vielen anderen europäischen Städten eine junge Stadt. Es hat keine Vorgeschichte mit Garnisonen, Tempeln und Völkerwanderungen, und weder Kaiser noch Könige haben hier im Mittelalter hofgehalten. »Die Entstehung und die erste Ausbreitung Amsterdams ist in einem dicken Nebel von Ungewißheit und Unsicherheit verborgen«, schrieb einer der ersten Stadthistoriker, Jan Wagenaar, im achtzehnten Jahrhundert. Die frühesten Bodenfunde kann sich denn auch niemand so recht erklären. Beim Bau der U-Bahn und des IJ-Tunnels kamen zu jedermanns Erstaunen ziemlich viele römische Münzen zum Vorschein, und es ist sogar schon die Marmorbüste eines römischen Kaisers aus der Amstel gebaggert worden. Beim Absenken einer U-Bahn-Röhre stieß man auf eine römische Fibel, eine bronzene Mantelnadel, die der Träger zu Beginn unserer Zeitrechnung in der Nähe der Weesperstraat verloren haben muß. Offensichtlich hatten sich ein

paar Römer in diese Gegend verlaufen; Velsen, wo sich eine stattliche römische Garnisonsstadt befand, lag schließlich nicht allzu weit entfernt. Zudem war das windige IJ jahrhundertlang Teil der Nordgrenze des Römischen Reiches. Von römischen Siedlungen wurde jedoch nie eine Spur gefunden, und auch sonst bleiben diese frühesten Spuren menschlicher Aktivitäten an den Amstelufeln in Rätsel gehüllt.¹

Wenigstens eine Sache ist sicher: Nach dem Jahr 200 brachen so viele Sturmfluten und Überschwemmungen über dieses flache Land hinein, daß die Ufer der Amstel und des IJ schon bald für jegliche menschliche Besiedlung ungeeignet waren. Fast tausend Jahre lang sollte es eine Ödnis mit Moortümpeln, kleinen Wasserläufen, Weidenbäumen, Riedgräsern und Morastbüschen bleiben, ähnlich den kleinen Naturparks, die es – von Ökologen sorgfältig gehegt und gepflegt – hier und da noch immer in Holland gibt. So sah »Amsterdam« aus, als in Paris die erste Universität gegründet wurde und die Venezianer schon Handel mit dem Kaiser von China trieben.

Über die Entstehung der Stadt gibt es zwei Legenden. Die erste ist eine Rittergeschichte. Sie erzählt von einem norwegischen Königssohn, der nach einem Schiffbruch von heidnischen Friesen fast getötet worden wäre. In letzter Sekunde wurde er jedoch von einem Christen gerettet, einem friesischer Fischer namens Wolfert. Zusammen flüchteten sie in Wolferts Boot. Auf dem Flevomeer gerieten sie in einen schrecklichen Sturm. Da schwor der Königssohn, daß er, wenn sie jemals wieder sicher an Land kommen sollten, an der Stelle, wo Wolferts Schiffshund sich zur Ruhe legen würde, eine Stadt gründen werde. Erschöpft schliefen sie ein, und als sie aufwachten, war ihr Gebet erhört worden: Das Schiff lag hoch und trocken auf fruchtbarem Land, die Sonne schien, der Hund hatte sich unter einem Baum schlafen gelegt, und ein neues Leben lag vor ihnen.

Die zweite Legende ist eine Bauerngeschichte. Sie handelt von einem Jäger und einem Fischer, die in den trostlosen Sümpfen längs der Amstel umherirrten. Sie machten sich Sorgen über ihre Zukunft und fragten sich, wo sie sich mit ihren Frauen und Kindern niederlassen sollten. Ein Reiher, der Mitleid mit ihnen bekam, fing auf einmal zu sprechen an und riet ihnen, in der sandigen Ecke zu bauen, wo die Amstel in das IJ einmündete: »Eure Häuser sollen ein Flecken werden, der Flecken ein Weiler, der Weiler ein

Dorf, das Dorf eine Stadt – eine Stadt, die einst die Welt beherrschen wird.«² Soviel zu den Legenden, wenden wir uns nun der Geschichte zu.

An der Stelle, wo jetzt Amsterdam liegt, wurden, soweit wir wissen, die ersten Bauten gegen Ende des zwölften Jahrhunderts errichtet, und zwar auf einer Lehmschicht, die sich nach den großen Überschwemmungen von 1170 und 1173 gebildet hatte. Holland war in diesen Jahren eine unwirtliche Gegend, voll von Sümpfen und Binnenseen, die in offener Verbindung zum Meer standen und nach jedem Herbststurm größer und größer wurden. Nur in den Sandgebieten des Gooi im Osten und der Dünen im Westen war das Land bewohnbar. In dieser menschenleeren Gegend breitete sich um das Jahr 1000 eine Art Wildwest-Stimmung aus. Familien, die auf dem Sandboden des Gooi und auf dem Dünenstreifen ein kärgliches Dasein fristeten, begannen wie waschechte Pioniere in die Wildnis zu ziehen. Hier und da befreiten die Kolonisten ein Stück Land am Flußufer von Schilf und Bäumen und hoben darauf eine Reihe von Gräben aus, um das Wasser abzuleiten. Verstreut über die holländische Einöde entstanden so isolierte Bauernhöfe, wo etwas Getreide angebaut und einiges Vieh gehalten wurde. Die Gehöfte waren größtenteils autark, gehandelt wurde wenig, und Geld zirkulierte kaum – außer für die Anschaffung einiger Luxusgüter und die Bezahlung von Pacht und Steuern. Die Arbeit war strikt zwischen den Geschlechtern aufgeteilt: Die Frauen webten und spannen, mahlten das Getreide, backten Brot, trockneten Salz, brauten Bier, machten Schuhe und Kerzen, brannten Töpfe und sorgten für Medikamente. Die Männer arbeiteten auf dem Acker, versorgten und schlachteten das Vieh, leisteten Frondienste und bauten die Boote, die auf Höfen, die an allen Seiten von Wasser umgeben sind, natürlich lebenswichtig sind.

In diesem Zeitraum, zwischen 1000 und 1300, entstand auch eine Reihe von Dörfern. Das Land, das die Pioniere bewohnten, schwamm buchstäblich im Wasser. Durch die Drainagen, die die Siedler anlegten, begann sich das Moor zu senken, was verheerende Folgen hatte, denn bei jeder Überschwemmung schoß das Meerwasser weiter landeinwärts. Es entstanden große Binnenseen, und wenn man nichts unternommen hätte, wäre das ganze Land verschlungen worden.

So wurde beschlossen, Deiche anzulegen, welche vom Grafen und von den Bewohnern der Dörfer gemeinsam aufgeschüttet wur-

den. Die Mündungen, die eine direkte Verbindung zwischen dem Meer und den größten Seen darstellten, wurden geschlossen, und die gesamte Südseite des IJ entlang – damals noch ein beachtlicher See – wurde ein kilometerlanger Deich angelegt, der vom Hohen Gooi über Diemen und die Amstelmündung bis zu den Dünen bei Haarlem reichte. Der Amsterdamer Zeedijk und der Haarlemmerdijk bilden noch immer die sichtbaren Reste dieses für die damalige Zeit gigantischen Bauprojekts. Um auch zu verhindern, daß das Meerwasser über die Flußmündungen ins Landesinnere gedrückt werden konnte, wurden im Lauf der Jahre überall an den Flüssen Dämme angelegt, die mit Schleusen für die Schifffahrt und für den Abfluß des Polderwassers versehen waren. So entstanden Ortsnamen wie Zaandam, Spaarndam und eben auch Amsterdam.

Für die Holländer hieß es damals buchstäblich: arbeiten oder ersaufen, und dieser Deltaplan* *avant la lettre* wies denn auch wenig feudale Züge auf. Die Autorität und die finanziellen Mittel des Grafen waren völlig unzureichend, um ein so enormes Projekt allein zu verwirklichen. Der Fürst war weit, und daher behalfen sich die Bauern und Fischer soviel wie möglich selbst, worin sie durch den Grafen bestärkt wurden. Der Bau und der Unterhalt all dieser Deiche erforderte überdies einiges an Organisation, weswegen ein einfaches Verwaltungssystem von Deichgrafen und Deichgenossenschaften eingeführt wurde, in dem jeder Mitspracherecht hatte und das sehr effektiv funktionierte. Das mußte es auch, denn es ging schließlich um die Verteidigung des Landes gegen seinen größten Feind: das Wasser. Der Wille, es selbst zu schaffen, die Dezentralisierung und die rohe Form von Demokratie in den bis heute bestehenden Wasserverbänden, den waterschappen, wurden zur Basis einer Verwaltungstradition, die noch jahrhundertlang die niederländische politische Kultur bestimmte.

Das Gebiet rund um Amsterdam – oder Amestelle, wie es damals genannt wurde – befand sich offiziell im Besitz des Bischofs von Utrecht. Dieser Bischof war ein mächtiger Mann, dessen Herrschaftsbereich einen großen Teil der heutigen Niederlande umfaßte. Außerdem erfreute er sich der besonderen Gunst des Kaisers des Heiligen Römischen Reiches, der sich regelmäßig an großen kirchlichen Feiertagen in Utrecht aufhielt. Das sumpfige Amestelle

* 1986 fertiggestellte Abriegelung des Rhein-Maas-Schelde-Deltas (Anm. d. Übers.).

zu regieren war für so einen Machthaber wenig interessant, und so überließ er diese Aufgaben denn auch fast vollständig einem Verwalter, einem *villicus* oder Schultheiß. Ein solcher Verwalter mußte nicht unbedingt adlig sein. Um 1100 erwähnen die Chroniken erstmals einen gewissen Wolfgerus, einen Unfreien, der vom Bischof als Schultheiß eingesetzt worden war. Schon bald erwarb sich Wolfgerus größere Unabhängigkeit, indem er geschickt die Gegensätze zwischen den Grafen von Holland und den Bischöfen von Utrecht ausnutzte. Wolfgerus' Nachfolger wurde sein Sohn Egbert, danach kam eine ganze Reihe von Gijsbreghts, von Enkeln und Urenkeln. Das Amt wurde erblich, und während die Kolonisation voranschritt, begannen die Schultheißen selbst sich »Herren von Aemstel« zu nennen. Die van Aemstels waren allerdings eher Freibeuter als edle Herren. Geschickt machten sie sich die nachlassende Macht der Bischöfe und die außenpolitischen Probleme des Grafen von Holland zunutze und vergrößerten ihr Territorium immer weiter in Richtung Nord- und Südholland. Anfänglich hatte die Familie ihren Sitz auf einem bischöflichen Gehöft, vermutlich in Ouderkerk. Das Gehöft bauten sie zu einer kleinen Burg aus. Wirklich luxuriös wurde es nicht, denn sobald sich dieses Niemandland zu entwickeln begonnen hatte, organisierten die Kennemers vom Dünengebiet aus einen Plünderungszug nach dem anderen. Ihren größten Raubzug veranstalteten sie 1204 – so erzählen es die Chroniken des Klosters von Egmond. Die Banden, bei denen es sich übrigens nur um ein paar Dutzend Männer handelte, durchstachen den Amsteldeich, setzten das umliegende Land unter Wasser und »verbrannten das wunderschön gebaute Haus von Gijsbreght [II.] zu Asche«. Das Ende der van Aemstels war das allerdings noch lange nicht.

*

Früher gab es in Amsterdam die Tradition, am Neujahrstag im Schauspielhaus das berühmte Trauerspiel »Gijsbreght van Aemstel« aufzuführen. In dieser Tragödie aus dem siebzehnten Jahrhundert verband Joost van den Vondel, der »Shakespeare der Niederlande«, den Aufstieg der Stadt Amsterdam mit dem Untergang der Herren van Aemstel, und grundsätzlich war das ja auch nicht ganz falsch.³ All die Gijsbreghts van Aemstel entwickelten sich in diesem wilden Niemandland am IJ tatsächlich zunächst zu einer

kleinen Dynastie, und Gijsbreght IV. galt um 1290 sogar als der wichtigste unter den holländischen Adligen. Für die späteren Amsterdamer war das natürlich märchenhaft: eine Art Königsdrama, das an allseits bekannten Orten spielte. Auch die Romantiker haben dieses Thema übrigens immer wieder aufgegriffen.

*Das himmlische Gericht hat sich zu guter Letzt
Erbarmt über mich und meine bedrängten Festen
Und die arme Bürgerschaft; und auf meines Volks Gebet
Und täglich Geschrei [hat es] die bange Stadt entsetzt.*

So beginnt »Gijsbreght«, aber natürlich war das mehr Dichtung als Wahrheit. Die Belagerung von Amsterdam, um die es hier geht, hat zwar – 1304 – wirklich stattgefunden, aber ihr Hauptdarsteller war nicht Gijsbreght, sondern Jan van Aemstel, und seine Motive waren weit weniger überzeugend, als uns das Trauerspiel glauben machen will: 1304 hatte der Graf von Holland so viel mit dem Einfall der Flamen zu tun, daß Jan van Aemstel die Chance nutzte, um einige alte Rechnungen zu begleichen. Er befestigte das damals noch recht kleine Amsterdam mit Palisaden, Grachten und Wällen. Als die gräflichen Truppen das Städtchen belagerten, mußte er allerdings schon nach zwei Wochen kapitulieren. »Wenn die Stadt auch verwüstet scheint und davon nicht erschauern will: Sie wird in größerem Glanz aus Staub und Asche erstehen«, schrieb Vondel, doch tatsächlich war es halb so schlimm gewesen. Die Amsterdamer mußten ihre Verteidigungsanlagen schleifen, ein paar Privilegien wurden eingezogen, sie mußten eine zusätzliche Abgabe bezahlen, und das war's. Vondel mogelte auch ein wenig mit seinem hübschen Bühnenbild: Er ließ das Drama in einer viel größeren Stadt spielen, ungefähr im Amsterdam von 1550, und als zusätzliche Attraktion errichtete er am Ufer des IJ ein komplettes Schloß – dort, wo der Schreiersturm steht, der in Wirklichkeit jedoch kaum mehr als der Eckpfosten einer viel später errichteten Stadtmauer war.

Fast siebenhundert Jahre später, nach dieser ersten Belagerung Amsterdams, im Winter des Jahres 1994, wurde ein kleines Viertel hinter dem Nieuwezijds Kolk, in dem jahrelang Hausbesetzer gewohnt hatten, mit einem großen Aufgebot an Polizeikräften geräumt. Die Häuser waren völlig verkommen, eine Baugesellschaft wollte dort Luxuswohnungen und ein Parkhaus errichten. Die Ge-

meindeverwaltung stimmte dem unter der Bedingung zu, daß erst die Stadtarchäologen ans Werk gehen durften.

Ich ging ab und zu vorbei, um einen Blick in die enorme Grube zu werfen. Der Bagger schnitt durch die Jahrhunderte wie durch Butter. Ein paar Tassen aus dem neunzehnten Jahrhundert, eine Schicht Abfall aus dem achtzehnten, einige Flaschen aus dem siebzehnten; so also sieht eine Stadt von unten aus. Manchmal präsentierten die Archäologen die Ausbeute des Tages, zumeist die üblichen Dinge, Münzen und Topfscherben, aber auch ein Korkschuh aus der Türkei war dabei, Textilien, ein mittelalterliches Karnevalsabzeichen, und ein eiserner Holzbohrer, wie man ihn im Schiffbau benutzte. Als ich eines tristen Mittags vorbeikam, war gerade ein kompletter steinerner Kamin zum Vorschein gekommen – eine kleine offene Feuerstelle vom Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Alles sah ganz gewöhnlich aus. Der kleine Kamin schien erst im letzten Jahr gemauert worden zu sein, ein bißchen grob vielleicht, wie von einem billigen Handwerker, und die Baumstämme darunter wirkten, als wären sie vorgestern gefällt worden. Die Inquisition, die Pest, die Entdeckung Amerikas, die Französische Revolution, alles war über diesen Kamin und die Baumstämme hinweggerauscht, und ganz offensichtlich hatte nichts ihnen etwas anhaben können. Bei meinem nächsten Besuch, einige Tage später, waren gerade die Spuren eines Lehmwalls ans Licht gekommen. Vermutlich hatte dieser Wall nicht nur als Schutz gegen äußere Feinde fungiert, sondern auch gegen das Wasser des IJ. Das IJ-Ufer hat sich im Lauf der Jahrhunderte nämlich um einige hundert Meter verschoben: Anfangs begann das IJ schon beim Nieuwezijds Kolk und beim Dirk van Hasseltssteeg.

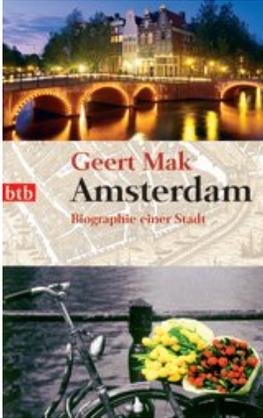
Nach gut einem Monat beschlossen die Archäologen den Abbruch der Grabung, weil es in Amsterdam unter fünf, sechs Meter Tiefe nichts mehr zu finden gibt, und Ausgrabungen bei starkem Ostwind und drei Grad minus kein Vergnügen sind. Genau in diesem Moment stießen sie auf ein fast zwei Meter dickes Stück Mauer. Solche unglaublich starken Mauern in einer Tiefe, wo das allerälteste Amsterdam lag, konnten nur eines bedeuten: An der Amstel hatte eine Burg gestanden, genau so, wie es der Dichter Vondel beschrieben hatte.

Ein paar Tage später trafen alle Geschichtsliebhaber Amsterdams an der Grabungsstelle zusammen. Betagte Archivare, Geschichtslehrer, Genealogen, Konservatoren, Kunsthistoriker, Jour-

nalisten – sie alle standen strahlend um dieses Stückchen Mauer aus gelben und hellroten Klinkersteinen herum, als ob es nicht all ihre Archivarbeit und all ihre Hypothesen zunichte machte. Denn die Wissenschaft hatte immer behauptet, daß nie eine Burg in der Stadt gestanden, daß es nie Herren und Knechte gegeben hatte und daß Amsterdam von Anfang an eine Stadt unabhängiger Bürger gewesen war.

Laut dem Stadtarchäologen Jan Baart wurde die Burg kurz nach der Zerstörung des ersten Schlosses der van Aemstels durch die Kennemers im Jahre 1204 erbaut und scheint danach, angesichts der verschlissenen Fliesenböden, viele Jahrzehnte intensiv genutzt worden zu sein. Sie hatte vier kleine Ecktürme, war gut zwanzig mal zwanzig Meter groß und stand auf einer Landzunge im IJ, umgeben von einer kleinen Siedlung. Die Existenz einer Burg könnte tatsächlich einige Dinge erklären, die ansonsten unverständlich sind. Zum Beispiel den Fund eines Schutzschilds aus dem zwölften Jahrhundert, in der näheren Umgebung. Oder die Entdeckung einer fast ebenso alten Schmiede aus einer Zeit, als es in der Siedlung noch kaum Häuser gab. Aus dem dreizehnten Jahrhundert ist zwar nur wenig Archivmaterial überliefert, doch immerhin wissen wir, daß der Vogt 1305 noch – oder wieder – in Ouderkerk wohnte und daß das Verwaltungszentrum damals also dort lag. Als die Aufregung sich gelegt hatte, setzte sich denn auch bald die Annahme durch, daß es sich hier nicht um die Burg der van Aemstels handelte, sondern um eine Befestigung, die erst ein dreiviertel Jahrhundert später – vermutlich durch Graf Floris V. – erbaut worden war. Das dafür verwendete Holz stand, so stellte sich bei einer Untersuchung der Jahresringe heraus, noch 1273 im Wald. Und zudem wurden Burgen mit so einer quadratischen Form hier erst nach der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts üblich.⁴

Wie dem auch sei, für die weitere Entwicklung von Amsterdam war das alles ziemlich unerheblich. Die Stadt hat – mit oder ohne Schloß – kaum eine feudale Tradition. In vielen europäischen Städten behielten die Adligen die Herrschaft über die Gesellschaft, lange nachdem der Adel als soziale Schicht seine vorherrschende Bedeutung verloren hatte. In Amsterdam war das nur in sehr viel geringerem Ausmaß der Fall. Die Amsterdamer erfüllten die nötigen Formalitäten: Bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hinein wurde die Galerie des Rathauses von vier hölzernen Skulpturen der Grafen von Holland beherrscht, Symbol ihrer obersten



Geert Mak

Amsterdam

Biographie einer Stadt

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73515-0

btb

Erscheinungstermin: Mai 2006

Reiseführer und Kulturgeschichte zugleich.

Amsterdam war schon immer eine besondere Stadt. Ohne imposante Monumente, prächtige Avenuen oder bizarre Sensationen fehlt ihr all das, was eine Metropole meist attraktiv macht. Dennoch erliegen die Menschen seit Jahrhunderten ihrem einzigartigen Charme. Geert Mak zeigt uns, warum: Grachten und Hausboote, Cafés und Glockengiebel geben die Bühne für großbürgerliche Lebenskunst und kleinbürgerliche „gezelligkeit“, für Weltoffenheit und Alternativkultur, Handel, Kunst und Freizügigkeit. Und hinter dieser Bühne blitzen immer auch die Geschichten der Sonderlinge und sympathischen Genies auf, an denen Amsterdams Geschichte so reich ist.

 [Der Titel im Katalog](#)